

„... und nun Erdkulin für ewig.“ So hat Goethe an dem Morgen eines Maiensonntags an die geliebte Frau geschrieben, nachdem er die erste Nacht in seinem Gartenhäuschen, wo die Ruhe unendlich war, verbracht hatte, und mit diesem Märchen von dem Erdkühlein heben wir unser Märchenbuch an, um es gleichsam unter den Schutz des Mannes zu stellen, der seiner Glückseligkeit für die, deren Teilnahme daran er wünschte, keinen bessern Ausdruck geben zu können glaubte, als durch die Erinnerung an die stille und über das Leben hinaus gütige Gestalt einer schlichten Volkserzählung, die ansonsten als das älteste Märchen gelten darf, das in unserer Sprache gedruckt worden ist.

Goethe hat wohl auch, vielleicht von seiner Straßburger Zeit her, wo er das alte Buch, in dem das Märchen steht, gelesen haben mag, gewußt, was man sich unter einem Erdkühlein vorstellen soll; aber gesagt hat er das niemand, der es aufgeschrieben hätte, und so weiß heute nicht einmal unser größtes Wörterbuch darüber Bescheid. Gar so vielen Leuten wird er ja das Märchen nicht erzählt haben, aber etliche mögen es doch gewesen sein, und so könnte es geschehen sein, daß das Märchen mit der Zeit in den Volksmund gekommen ist. Die aber, die aus und mit dem Volksmund redeten, haben, wohl weil sie das alte Buch nicht kannten, wo alles haarklein beschrieben war, nicht recht glauben wollen, daß das Erdkühlein wirklich imstande gewesen wäre, so große Dinge zu verrichten, und so haben sie

heute dies, morgen das geändert, und dann war auf einmal das seltsame und vielleicht manchem unheimliche Erdkühlein selber verschwunden, und an seiner Statt war eine Fee da, die aber, trotz der Machtfülle, die man bei ihresgleichen gewohnt ist, doch, wenn sie nicht just in der Hauptsache dem alten Erdkühlein nachstehen wollte, eine Ziege brauchte, und später ist noch allerlei anderer Unsinn dazugekommen, und als es so weit war, hat das ein Stadtmensch aufgeschrieben und das Geschriebene drucken lassen, und nun hieß es Die Geschichte von Dreiäuglein, Zweiäuglein und Einäuglein. Diese Geschichte haben schließlich zwei Männer, die schon seit Jahren das sammelten, was sie Volksüberlieferung nannten, in ihr Buch aufgenommen, freilich auch nicht so, wie sie gedruckt war, und dort, nämlich in den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm, kann jetzt jedermann nachlesen, was aus dem alten Märchen, wie es Goethe gekannt hat, geworden ist.

Der Gedanke nun, daß Goethe nicht nur der gewesen ist, der das Erdkühlein aus seinem jahrhundertlangen Schlaf geweckt hat, sondern daß er es auch gewesen wäre, der das kaum wieder lebendig Gewordene in die weite Welt geschickt hätte, ist gewiß volkstümlich; so volkstümlich aber ist er doch nicht, daß er rechtfertigen würde, daß wir die volkstümliche Sprache, der wir uns in den letzten Sätzen befließigt haben, auch weiterhin gebrauchten, und so sagen wir lieber klipp und klar, daß das Märchen von Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein deutlich aufgezeigt, wie sehr unser Volk auch noch in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der über den Rhein zu uns gekommenen Feenmode verfallen war.

Die Fee in diesem Märchen haben die Brüder Grimm ausgemerzt, wie vorher der Volksmund das Erdkühlein, und



ganz vollkommen in Göttern zu leben, und meine Fortschritte <sup>(a)</sup> für mich. 31  
für Herrschaft, und nicht zu vergessen, daß man die für mich auch die rechten  
Lösungen, wenn die für alle die, die auf einmal der gleiche Wert.  
Jedoch nicht zu vergessen; und nicht zu vergessen, wenn man die  
Lösungen der für mich ist. Denn die mit der 2. Jahre sein  
Wörter ist. Ob ich die Lösung ist. Die Lösung ist die Lösung  
mit dem die auf einmal wieder selbständig sein. Ich mag  
wieder nicht denken. G. 14. März 1776. Dänemark.  
G.

Faksimile von Goethes Brief an Frau von Stein

vom 19. Mai 1776



für sie haben sie eine weise Frau eingesetzt, wie sie denn auch in dem Märchen vom Dornröschen die Feen für die zweite Auflage in weise Frauen umschrieben, was sie bis heute geblieben sind. War aber dieses Vorgehen berechtigt? Nun, in das Märchen von den verschiedenäugigen Schwestern ist die Fee durch die Bergeßlichkeit und den Unverstand der Erzähler gelangt: diesen herangewachsenen Wechselbalg nicht nur anzuerkennen, sondern ihn noch überdies durch die Zuerkennung des Charakters einer weisen Frau der Verehrung zu empfehlen, war also abwegig; umgekehrt waren in der Volkserzählung vom Dornröschen die Feen des damals mehr als zwei Jahrhunderte alten französischen Märchens treulich bewahrt worden, und sie in weise Frauen zu verwandeln, war abwegig, weil dieser Auszeichnung auch das Kleinliche, boshafte Karnickel theilhaftig wurde, das dem unschuldigen Kinde einen vorzeitigen Tod zugebracht hatte. In beiden Märchen aber, und das ist das Wesentlichste, bedeuteten diese Änderungen eine Verschleierung des Sachverhalts, und der war und ist so: in dem einen Falle hat der deutsche Volksmund das fremde Feenmärchen einfach übernommen; in dem andern hat er unter dem Einflusse der Feerei altes deutsches Volksgut bis zur Unkenntlichkeit verdorben.

Was freilich die Brüder Grimm getan hätten, wenn sich in der volkstümlichen Geschichte, die ihnen vorlag, die schlichte Kuh erhalten gehabt hätte, wissen wir nicht. Vielleicht hätte sie Jacob Grimm zu der Kuh Audhumla gestellt, von der die Gylfaginning zu erzählen weiß, gerade so, wie er zu den drei Mädchen, unter denen die sechs Augen, die ihnen zukamen, so sonderlich verteilt waren, auf die Trollen eines norwegischen Märchens hingewiesen hat, die zusammen nur ein Auge haben, das sie abwechselnd

benußen<sup>1)</sup>. Das war gesucht, und noch geflüchtlicher gesucht wäre es gewesen, das Erdkühlein in eine Beziehung zu der Kuh des nordischen Mythos zu bringen. Daß aber andererseits die dem elsässischen Märchen zugrunde liegende Vorstellung sehr alt ist, kann kaum bestritten werden, und selbstverständlich ist, daß dieses Märchen als solches erst hat entstehen können, als der Glaube an die Sagen, die sich an ein solches daimonisches Wesen geknüpft haben mögen, zumindest in der Oberschicht erloschen war. Je mehr aber die Erinnerung an derlei Gestalten einer zuerst ihrer Zusammenhänge beraubten und schließlich gar ausgerotteten Mythologie aus dem Gedächtnis des Volkes schwand, desto leichter wurde es, sie durch die aus Frankreich geholten Feen zu ersetzen, die zu beliebiger Verwendung bereit standen und, wenn man es richtig anstellte, einfach alles konnten, was man verlangte. Und diese Feen wurden nicht etwa einzeln oder in kleinern Gruppen, sondern massenweise herbeigeschafft, zuerst in den von ihnen erzählenden französischen Büchern, die nur Leuten mit der sogenannten Weltbildung zugänglich waren, dann aber in deutschen Übertragungen, und die wandten sich an die Allgemeinheit. Man sehe sich nur einmal die Listen an, die Richard Benz mitgeteilt hat<sup>2)</sup>, und man wird begreifen, daß die von diesen illustren Fremden handelnden Märchen das bodenständige Erzählgut haben überwuchern müssen. Einen großen Teil der Schuld, daß das so gekommen ist, trug selbstverständlich die, um das dumme Wort zu gebrauchen, gute Gesellschaft, die mit dem schlechten Beispiel voranging, und in welchem Maße das Feenmärchen die Unterhaltung

---

1) Deutsche Mythologie, 4. Ausgabe (1878), III, 153.

2) Märchendichtung der Romantiker, 1908 (2. unveränderte Auflage 1929), 215—218, 228—231.

bürgerlicher Kreise bestimmte, die nicht müde wurden, immer dieselben Dinge anzuhören und selber zu erzählen, zeigen zwei Tagebucheintragungen des Dichters des Julius von Tarent, datiert vom 13. Juni und vom 4. Juli 1780<sup>1)</sup>: als er von den Töchtern des Theologieprofessors R. A. Schmid in Braunschweig erfährt, sie hätten am Abend vorher das Märchen von der weißen Rabe erzählen hören, läßt er, weil er davon vor elf oder zwölf Jahren in einem Kalender die erste Hälfte gelesen hat — die zweite sollte im nächsten Jahre folgen — nicht nach mit Bitten, bis es ihm mitgeteilt wird, und dann findet er es „sehr artig“; drei Wochen später verzeichnet er mit voller Befriedigung: „Nach dem Caffee kamen wir auf Feen Märchen, und da ward was rechtes erzählt; ich, die älteste Schmid und die Voigts ließen uns hören, mir deucht aber, die Voigts erzählte am besten: es war das Märchen von der weißen Rabe.“ So viel freudige Teilnahme an einem Märchen, das vielleicht schon seine Großmutter gekannt hat; da braucht man sich denn wahrhaftig nicht zu wundern, daß dieses Erzeugnis der Madame d'Aulnoy von einem deutschen Schriftsteller nach dem andern nachgeahmt worden ist und daß sich seiner auch der Volksmund bemächtigt hat und es bis zum heutigen Tage erzählt. Und mit den andern Feenmärchen ging es ebenso.

Wir haben jedoch keineswegs die Absicht, das Kind mit dem Bade auszuschütten, und wenn wir erinnern, daß auch in dem *Midsummer-Night's Dream* der King und die Queen of the Fairies die Geschicke der Menschen gelenkt haben und, zu unserer Freude, noch immer lenken dürfen, so bedeutet das, daß wir anerkennen, daß nicht alle Feen-

<sup>1)</sup> Johann Anton Leisewitzens Tagebücher, herausgegeben von H. Mack und F. Lochner, I, 1916, 216, 225.



geschichten in einen Topf geworfen werden dürfen, sondern daß es auch unter ihnen gute und schlechte gegeben hat. Wir wollen aber noch ein Übriges tun und zitieren darum Herders Meinung über den Gegenstand: „Keine Dichtung vermag dem menschlichen Herzen so feine Dinge so fein zu sagen als der Roman und vor allen Romanen das Feenmärchen. In ihm ist die ganze Welt und ihre innere Werkstätte, das Menschenherz, als eine Zauberwelt ganz unser. Nur sei man selbst ein von der Fee begabter Glücklicher, um in dieser Zauberwelt ihre Geschäfte zu verwalten!“ So hat Herder noch 1802 gesagt<sup>1)</sup>, und daß diese Worte geeignet sind, den Leuten, die Deutschland mit den Papieren der Pariser Feenbörse überschwemmten, einige mildernde Umstände zu verschaffen, liegt auf der Hand; deutlich allerdings geht aus diesen Sätzen weiter hervor, daß sich Herder des Unheils nicht bewußt war, das die Verwalter der Feengeschäfte längst angerichtet hatten<sup>2)</sup>.

Immerhin hatte es lange vorher schon eine Auflehnung gegen die unumschränkte Herrschaft der Feen gegeben, und der, der seiner Unzufriedenheit Ausdruck gab, war Johann Karl August Musäus, der Verfasser der Volksmärchen der Deutschen, deren Titel schon als Protest gegen die

<sup>1)</sup> In dem dritten Stück der *Abrafata* (Suphan, XXIII, 9).

<sup>2)</sup> Viel geringer als der Einfluß der französischen Märchen war, nebenbei gesagt, der, den die *Tausendundeine Nacht*, mit deren erstem Teile Galland schon 1704 herausgekommen ist, worauf schon 1710 eine deutsche Übertragung folgte, auf das deutsche volkstümliche Erzählgut geübt hat; in der Grimmschen Sammlung z. B. ist nur ein einziges Stück, das auf eine ihrer Erzählungen zurückgeführt werden muß, und wenn man das ein Märchen nennt (Nr. 142, *Simeliberg*), tut man ihm Unrecht. Dabei hat Fr. W. Bal. Schmidt sicherlich die Wahrheit gesprochen, als er (*Die Märchen des Straparola*, 1817, 284) die Behauptung aufstellte, die *Tausendundeine Nacht* sei (in dem Zürngiblschen Abdruck) zum deutschen Volksbuch geworden.

Feenmärchen der Franzosen gewertet werden konnte. Freilich war er nicht der erste, der das Wort Volksmärchen gebrauchte, sondern er ist, wie er selber gesteht, mit seiner Verwendung einem andern zuvorgekommen, der für den Herbst des Jahres 1782 ein Buch angekündigt hatte, das „Volksmärchen aus verschiedenen Sprachen übersetzt“ heißen sollte (es scheint dann nicht erschienen zu sein). Sicherlich aber hat Musäus, im Gegensatz zu diesem seinem Vorgänger, dem Worte keinen andern Sinn unterlegt, als den von Märchen, die nicht dem Geschmacke der fremden Ware huldigen, sondern in stofflicher Hinsicht ein gewisses Heimatsrecht haben und in der Weise der in der guten alten Zeit immer wieder aufgelegten Volksbücher erzählen sollten, und nicht ausgeschlossen ist, daß er sich auch bemüht hat, die lebendige Volkssprache kennen zu lernen. Geleugnet kann denn auch nicht werden, daß er, samt aller Ironie des in seiner Haut festklebenden und oft unheimlich gespielten Satirikers, der seine Erhabenheit nicht nur über das Spießertum dartun will, hin und wieder wirklich volkstümlich erzählt und daß motivisch die einzelnen Erzählungen durchaus gut sind. Als richtige Märchen allerdings hat Wilhelm Grimm 1822 nur drei gelten lassen; 1856 hat er diese Zahl auf fünf erhöht<sup>1)</sup>, aber Benz läßt es bei den dreien bewenden, das sind Die Bücher der Chronika der drey Schwestern, Richilde und Rolands Knappen, und diese bilden den Inhalt des 1782 erschienenen Ersten Theils, so daß für die restlichen vier Teile (1783—1787) der Titel des Ganzen keine Berechtigung hätte.

Wichtiger für uns als die Volksmärchen der Deutschen,

<sup>1)</sup> In den Anmerkungen zu seinen und seines Bruders Märchen, die als deren dritter Band in diesen Jahren erschienen sind; s. 1822, 409; 1856, 325.

aus denen wir keine Probe geben, weil sie noch immer nachgedruckt werden, sind die 1776—1778 erschienenen Kinder-  
spiele und Gespräche, die weder Wilhelm Grimm noch  
irgendeiner der spätern Vertreter der Wissenschaft um das  
Märchen bis herab zu Johannes Volte erwähnt hat; Benz  
hat sie aus dem Dunkel der Zeit wieder ans Licht gezogen  
und sie gewürdigt, wie sie es verdienen. Ihr Verfasser war  
Johann Gottlieb Schummel, jener tüchtige Gelehrte und  
Jugenderzieher, an dem seine Zeitgenossen wohl weniger  
die Begeisterung für die französische Revolution und Na-  
poleon zu tadeln hatten, als die Ablehnung der huma-  
nistischen Tendenzen, die ihn an der erzieherischen Bedeu-  
tung des Studiums des klassischen Altertums ebenso zweifel-  
n ließ wie an der Vortrefflichkeit philanthropischer Be-  
strebungen<sup>1</sup>).

Schummel gab bei den in dem Titel seines Buches ge-  
nannten Tätigkeiten den Kindern das Wort auch zu Er-  
zählungen, darunter auch einiger Märchen, und die ließ  
er sie so erzählen, wie es reifere Kinder oder wenigstens  
die aufgewecktern unter ihnen wirklich tun oder damals  
getan haben mögen; demgemäß erweist sich der Ton, in  
dem die Geschichten vorgetragen werden, als durchaus na-  
türlich, auch wenn man ihn nicht mit der geschraubten Ge-  
ziertheit der altgewohnten Feenmärchen vergleicht. Dabei  
aber ist das, was Schummel seine Kinder nacherzählen  
läßt, immer Literatur: nicht fällt es ihm ein, den Volks-  
mund heranzuziehen, auch nur in der Form, daß er die  
Kinder wiedergeben ließe, womit sie von den Müttern oder  
Großmüttern oder gar den Ammen unterhalten worden  
wären (es mußte übrigens damals, wenn man den Schrei-

<sup>1</sup>) Allgemeine Deutsche Biographie, XXXIII, 59; Goedeke, IV<sup>3</sup>,  
I, 590.

berlingen trauen dürfte, unheimlich viel Mütter gegeben haben, die ihre Kinder von Fremden säugen ließen und diesen nicht nur die Aufziehung für die ersten Jahre, sondern auch zumindest die Anfangsstufen der Erziehung anvertrauten); eine Lügenschurre, von der Parallelen oft als Märchen angesprochen werden, will ja ein Mädchen von ihrer Ruhme gehört haben, aber daß diese Ruhme dem Volksmund nach erzählt hätte, wird nicht einmal angedeutet, und so dürfte auch hier die Grundlage irgendein Buch gewesen sein, das heute vergessen ist. Benz nennt diese Geschichte „das erste schlicht und frisch erzählte deutsche Volksmärchen“; wir bringen sie, da wir in dem Erdkühlein ein viel älteres und bestimmt auch frisch und schlicht erzähltes gefunden zu haben glauben, an zweiter Stelle, geben aber Schummels Kindern später noch einmal das Wort, und zwar gleich zu drei Märchen.

Mit den Feen, von denen Schummels Gespräche nur die eine erwähnen, die in dem von einem Knaben nacherzählten Sommermärchen Wielands eine armselige Rolle spielt, hat sich trotz Musäus, der übrigens auch nicht ganz ohne Feen auskommt, noch in demselben Jahre, wo der letzte Teil von dessen Volksmärchen erschienen ist, das Buch eines Anonymus beschäftigt, genannt Kindermärchen nach mündlichen Erzählungen gesammelt. Von diesen Märchen geben wir keines wieder, nicht etwa, weil wir sie für bedeutungslos halten würden, sondern weil wir im Gegenteil beschlossen haben, sie der Allgemeinheit vollinhaltlich zugänglich zu machen. Dieses Buch soll zu Anfang des Jahres 1939 erscheinen.

Übergangen seien einige wenige unbedeutende Erzeugnisse müßiger Federn, die ohne Nachwirkung blieben, übergangen aber auch Ludwig Tieck's dramatische Bearbeitungen

Perraultscher Märchen; anstatt hier Literaturgeschichte zu treiben, geben wir lieber Tieck selber das Wort, mit einer Dichtung freilich, die eine völlige Abkehr von diesen und andern Jugendsünden bedeutet. Genannt werden jedoch muß das 1799 erschienene Märleinbuch für meine lieben Nachbarn, dessen Verfasser sich, als er es „Herrn Kilian Binder, dessen Ehegespohn und allen alten Weibern“ widmet, Peter Kling nennt, aber J. G. Münch heißt. Er trifft den Ton, den ein dem Volke zugedachtes Geschichtenbuch verlangt, wirklich gut und erzählt klar und anregend, aber unter dem, was er erzählt, ist ein einziges Stück, das als Märchen bezeichnet werden kann, und gerade das fällt ab gegenüber den andern, die auch in dem Sinne, den wir dem Worte geben, Märlein sind, und so haben wir auf eine Wiedergabe verzichten zu sollen geglaubt.

Ein seltsames Buch sind die 1801 in Braunschweig herausgekommenen Feen-Märchen, geschrieben, wie der Titel weiter besagt, „Zur Unterhaltung für Freunde und Freundinnen der Feenwelt“. In der Vorrede berichtet der ungenannte Verfasser, so, wie die Schöne Seele, deren Bekenntnisse das Sechste Buch von Wilhelm Meisters Lehrjahren füllen, von einer Tante, die Feenmärchen zu erzählen pflegte, und die Wirkung dieser Märchen beschreibt er in nicht gerade glücklicher Nachahmung der Schilderung des Fräuleins von Klettenberg. Aber vielleicht war es gar kein Er, der, sondern eine Sie, die sich in dem Ausrufe Luft machte: „Ach, nach was für Schattenbildern habe ich gehascht! Welche Täuschungen sind mir geworden!“, was trotz der allerdings unbeabsichtigten Komik an das Schäfchen erinnert, das die Schöne Seele gar zu gern besessen hätte, aber nicht hat finden können. In den Märchen freilich ist von solcher Naivität nichts zu merken; in ihnen gibt

es nur allzu viele bedenkliche Stellen, obwohl sie (oder er) behauptet: „. . . ich habe viele Scenen minder glühend dargestellt, als wie ich sie als Kind empfand.“ Im übrigen schließt sie die Vorrede so: „Aber nicht allein der Jugend sollen diese Blätter gewidmet seyn. Gute, frohe Weiber und Mädchen, blättert sie immerhin durch! vielleicht daß manche kleine Scenen Euren Beifall erhalten und ich Euch auf angenehme Art um ein Stündchen betrüge, wenn Ihr vielleicht, von häuslichen Arbeiten ermüdet, gerade einer solchen Lectüre bedürftet!!“

In der Vorrede der Kinder- und Hausmärchen von 1812, wo diese Sammlung zugleich mit andern erwähnt wird, nennt sie Wilhelm Grimm unter ihnen „die reichste, obgleich mit ihnen in verkehrtem Ton“, und 1822 und 1856 führt er aus: „Der Verfasser sagt, daß er sie nach Erinnerungen aus seiner Jugend aufgeschrieben, auch blickt der gute Grund durch, indessen hat er vieles aus eigenen Mitteln zugesetzt, und glücklich ist er in der Darstellung eben auch nicht“; von den sechzehn Stücken, die sie enthält, läßt Wilhelm als „eigentliche Märchen“ nur neun gelten. Benz stellt fest, daß sich in ihr „manches französische Feenmärchen findet“, fährt aber, wie zur Entschuldigung, fort: „sie wurden ihm“ (dem Verfasser) „wahrscheinlich mündlich ebenso erzählt, wie die deutschen Volksmärchen, die er bringt, und er kannte vielleicht gar nicht die fremde Quelle.“ Die Erzählung findet Benz „sehr modernisiert und meist geradezu schlecht“; „immerhin ist der Ton ernst und die Absicht gut: vor allem ist das erste Mal eine größere Reihe deutscher Märchen hier versammelt; bis auf sechs echte Stücke hatte es vorher noch keine Sammlung gebracht“. Mit den „deutschen Volksmärchen“, den „deutschen Märchen“ und den „echten Stücken“ kann Benz selbst-

verständlich nur Märchen gemeint haben, die deutschen Ursprungs sind; unter den neun aber, die Wilhelm Grimm als „eigentliche Märchen“ anerkennt, könnte höchstens einem und auch diesem nur vielleicht und zum Teile eine deutsche Herkunft zugebilligt werden, und just zu diesem hat Wilhelm Grimm angemerkt: „Nicht recht märchenhaft.“ Ludwig Bechstein sagt vorsichtiger<sup>1)</sup>, die Braunschweiger Feenmärchen seien „nicht ausschließlich solche, sondern enthielten, doch auch nur teilweise, ächte deutsche Kindermärchenzüge“. Der Leser mag nach den vier Proben urteilen, die wir ihm vorsezen; darunter wird er auch Das singende, klingende Bäumchen finden, von dem Benz sagt, es erhebe sich in einzelnen Momenten zu dichterischer Höhe.

Fünf oder sechs Jahre nach dem Erscheinen dieser „Braunschweiger Sammlung“, wie sie sie nannten, haben die Brüder Grimm mit dem Sammeln der volksmündlichen Geschichten begonnen, die den Grundstock ihres vorhabenden Märchenbuchs bilden sollten. Um mehr als drei Jahre aber kam ihnen, nicht mit dem Sammeln, sondern mit einem Märchenbuche, ein anderer zuvor, der noch dazu auch Grimm hieß, nämlich Albert Ludwig Grimm, der sich die Sporen als Mitarbeiter an Des Knaben Wunderhorn verdient hatte, und das Buch des damals dreiundzwanzigjährigen Rektors an der Lateinschule in Weinheim ist unter dem Titel Kindermährchen in demselben Verlage wie das Wunderhorn, bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschienen. In der vom Herbstmonat 1808 datierten, sich an Eltern und Erzieher wendenden Vorrede spricht der Verfasser als seine Überzeugung aus, „daß die Jugend Mährchen haben muß“, und begründet das folgendermaßen: „Mährchenpoesie ist, möchte ich sagen, die Poesie

<sup>1)</sup> Mythe, Sage, Märe und Fabel, 1855, II, 225.

der Kindheit, des poetischen Lebensalters. Das Interesse, das Kinder daran nehmen, ist mein Beweis dafür. Und ich möchte behaupten, daß ein Märchen von dem Aschenpüttchen, dem Lebkuchenhäuschen, dem Schneewittchen u. d. gl. eben so gut (wo nicht besser) in eine gute Erziehung eingreift als die hundert und aber hundert geglätteten Erzählungen von dem eiteln Tulchen, dem wilden Lorchen, dem leichtsinnigen Karl, dem gutherzigen Lottchen, und wie sie sonst betitelt seyn mögen.“ Das Schneewittchen hat er selber bearbeitet, und, auch nach dem Volksmunde, noch zwei Märchen; der Rest ist zum Teile eigene Erfindung oder dem Buch der Beispiele der alten Weisen entnommen, das schon im fünfzehnten Jahrhundert mehrmals gedruckt worden ist, und das Ganze nennt Albert Ludwig seiner Muse Frucht, seiner Muse Schöpfkind.

Eine Tat wird niemand in diesem Märchenbüchlein erblicken wollen, verfaßt von einem jungen Lehrer, der schon mit einem Bändchen Gedichte hervorgetreten war; immerhin hat es bis 1869 noch fünf Auflagen erlebt und, 1812, einen unrechtmäßigen Nachdruck erfahren, und das spricht doch wohl für eine nicht unbeträchtliche Anerkennung. Daß die Brüder Grimm von den Märchen des andern Grimm nicht gerade entzückt waren, begreift man ohne weiteres, und daß sie seine „Sammlung“ als „nicht eben wohl gerathen“ bezeichneten, was sie in der Vorrede von 1812 taten<sup>1)</sup>, war durchaus berechtigt; daß sie aber hinzusetzten, sie habe mit der ihrigen gar nichts gemein, was, allerdings in einem andern Sinne, als sie meinten, unrichtig war, mußte den Idealisten verletzen; sie durften sich also nicht

<sup>1)</sup> Vgl. auch Briefwechsel zwischen Jacob und Wilhelm Grimm aus der Jugendzeit, herausgegeben von Herm. Grimm und Gust. Hinrichs, 1881, 123, 84.



wundern, daß W. L. Grimm bei der nächsten schicklichen Gelegenheit, nämlich in der Vorrede zu seiner nächsten Märchensammlung, zurückschlug<sup>1)</sup> und das Buch seiner „gelehrten beyden Namensverwandten“, nicht ohne hervor- gehoben zu haben, daß seine Kindermärchen von 1809 „von den Kindern aller Stände mit gleicher Lust gelesen und wiedergelesen wurden“, einer Kritik unterzog: „In kind- licher Einfachheit müssen freilich die Märchen für Kinder erzählt werden. Aber dazu gehört ein ganz idealer Erzähler, den man nicht in der ersten besten Kindermagd unserer Lage findet; und fehlt dieser, so muß der Dichter seine Stelle vertreten. Der selbige Künge hat in ihrer Sammlung zwey wunderschöne Märchen unnachahmlich in platt- deutscher Sprache erzählt. Sie sind aber gewiß nicht so aus dem Munde des Volkes aufgeschrieben. Die meisten ihrer übrigen Märchen tragen noch das Gepräge eines ganz ge- wöhnlichen Erzählers aus dem Volke mit allen seinen Fehlern, wie es denn überhaupt an der übrigens so sehr verdienstvollen Sammlung zu bedauern ist, daß nicht sorg- fältiger davon abgetrennt wurde, was doch augenschein- lich durch die Länge der Zeit, während diese Märchen Volks- eigenthum waren, von verschiedenen Erzählern Schlechtes und Unpoetisches in Form und Stoff zugemischt ist, woher es auch kommt, daß man unter verschiedener Form das- selbe Märchen oft zwey oder drey mal in demselben Buche findet. Als ein Buch, das Kindern in die Hände gegeben werden kann, darf man jene Sammlung aber keineswegs ansehen, wenn auch alles Erwähnte unerwiesen oder un- schädlich wäre. Ich habe es immer nur mit dem größten Mißfallen in Kinderhänden gesehen. Statt weiterer, hier nicht am rechten Ort stehender Erörterungen verweise ich

<sup>1)</sup> Lina's Märchenbuch, 1816, III b—Va.

nur auf Nr. 12, und Väter und Erzieher werden hier, wie an noch mehreren Orten, Ursache genug finden, ihm nicht den Namen einer Kinderschrift beizulegen, was es auch nach der Ansicht der Herren Herausgeber wohl gar nicht seyn soll. Sollten sie es aber doch auch dazu bestimmt gehabt haben, so möchte hier das alte Sprüchlein anzuwenden seyn: Niemand kann zweyen Herren dienen.“

Diese Vorwürfe, die sich im wesentlichen mit Anregungen deckten, die den Brüdern von aufrichtigen Freunden zuzugingen, waren nicht unberechtigt, und daß dies zumindest von Wilhelm anerkannt worden ist, zeigte sich bald; in der 1819 erschienenen Zweiten Auflage der Kinder- und Hausmärchen ist, nicht etwa nur in dem 12. Märchen, dem Rapunzel, sondern überall getilgt worden, was heikle Dinge betraf<sup>1)</sup>, und dies wurde auch in der Vorrede ausdrücklich gesagt: „Wir suchen die Reinheit in der Wahrheit einer geraden, nichts Unrechtes im Rückhalt bergenden Erzählung. Dabei haben wir jeden für das Kindesalter nicht passenden Ausdruck in dieser neuen Auflage sorgfältig gelöscht“; des weitern aber beginnen mit dieser Auflage Wilhelms Bemühungen, für das Volks- und das Kindermärchen einen eigenen Stil zu schaffen, wodurch die Grimmschen Märchen das werden sollten, was sie sind, das schönste Volksbuch der Deutschen, dem trotz den vielen Nachahmungen keine andere Nation etwas auch nur annähernd Gleichwertiges zur Seite zu stellen vermag. Solchermaßen darf sich vielleicht Albert Ludwig Grimm von dem Verdienste an dieser grundsätzlichen Einkehr ein Teilchen zuschreiben, und vielleicht ist es in Anerkennung seiner guten Meinung und des vornehmen Tons seiner Kritik geschehen, daß Wil-

<sup>1)</sup> Franz Heyden, Volksmärchen und Volksmärchenerzähler, 1922, 28 f.

helm in dem Anmerkungsbande von 1822 die absprechenden Worte über die Kindermärchen des Namensvetters nicht wiederholt hat<sup>1)</sup>).

Die zwei Märchen des Malers Otto Runge aber, die A. L. Grimm mit Recht wunderschön und unnachahmlich erzählt nennt, sind keineswegs zuerst in dem Kinder- und Hausmärchen der Brüder erschienen: das eine, Von den Machandelboom, hat Arnim schon 1808 in seiner Zeitung für Einsiedler veröffentlicht; beide zusammen, dieses also und das bis dahin ungedruckte Von den Fischer und syne Frau, sind dann, mehr als drei Vierteljahre vor dem Herauskommen der Kinder- und Hausmärchen, von Johann Gustav Büsching für seine Volks-Sagen, Märchen und Legenden, Leipzig, 1812, übernommen worden, deren die Zweite Abtheilung eröffnendes Vorwort das Datum vom 23. November 1811 trägt, während die Nachschrift vom Januar 1812 das Buch als vollendet bezeichnet. Daß ihnen Büsching, der damals, noch nicht dreißigjährig, Archivar in Breslau war, aber schon als Literaturwissenschaftler einen guten Ruf genoß<sup>2)</sup>, mit dem Abdruck zuvorgekommen war, bedeutete für die Brüder Grimm einen harten Schlag, zumal als sie, die der Meinung gewesen waren, ihnen werde das zumindest mit dem Fischermärchen gelingen, die Erfahrung machen mußten, daß ihr Text verdorben, der seinige aber richtig war<sup>3)</sup>. Demgemäß war es unrichtig, daß sie 1812 in der Vorrede schrieben: „Aus der neuesten Büschingischen“ (Sammlung) „war für uns nichts zu nehmen“, und so ist denn auch diese Kritik, wenn sie eine solche sein sollte,

1) Über A. L. Grimm hat Gustav Allgayer 1831 in einer (Heidelberger) Dissertation gehandelt; über seine Mitarbeit am Wunderhorn s. die Anmerkung zu unserm 5. Märchen.

2) S. über ihn die Allgemeine Deutsche Biographie, III, 645 f.

3) S. die Anmerkung zu unserm 5. Märchen.

späterhin weggefallen. Brieflich hat sich Wilhelm über Büschings Buch mit halber Anerkennung geäußert; Jacob aber, der ihn „friedlicher“ (als Friedr. Heinr. von der Hagen), „allein auch sehr beschränkt“ nannte und ihm mit dem Kinder- und Hausmärchen „einen ärgerlichen Streich“ zu spielen gedachte, fand seine Sammlung „entsetzlich mager“, weiter, sofern er andere ausschrieb, „tadelhaft“, und für ihn war „die lächerliche Einleitung, wie er zum Märchenwesen gekommen, eine böse Nachahmung der göthischen Selbstbiographie“<sup>1)</sup>. Goethe allerdings scheint das Büsching nicht übelgenommen zu haben; jedenfalls hat er ihm seine Anteilnahme an dem Buche zeigen wollen, indem er Kiemer beauftragte, ihn auf eine Reihe von Märchenmotiven aufmerksam zu machen. Ein solches Schreiben aber hat Büsching wohl nicht erhalten; eine Wirkung wenigstens läßt sich nicht feststellen, da die Auflage seiner Volks-Sagen von 1820 nur eine Titelaufgabe ist<sup>2)</sup>.

Die Märchen Von den Fischer un syne Fru und Von den Machandelboom, die Runge im Januar 1806 niedergeschrieben hat, die also um sieben Jahre älter sind als der erste Druck des ersten Bandes der Kinder- und Hausmärchen, hätten wir unbedenklich abdrucken können, und sie hätten in ihren ursprünglichen Texten zu seinen Glanzstücken gehört; das wäre aber nur von einem gewissen Justamentstandpunkte möglich gewesen, der uns auch berechtigt hätte, z. B. das Märchen Torinde und Toringel zu übernehmen, das sich zuerst 1779 in Heinrich Stillings Jugend findet,

<sup>1)</sup> Reinhold Steig, Achim von Armin und die ihm nahe standen, III, 1904, 206, 215 f., 219; s. auch Jacob Grimms Vorrede zu den Deutschen Sagen, 1816, XXIII (2, 1865, I, XVIII f., 3, 1891, I, 15 f.).

<sup>2)</sup> Albert Wesselski in den Hessischen Blättern für Volkskunde, XXXVI, 41—43.

also ebenso ein deutsches Märchen aus der Zeit vor dem Buche der Brüder Grimm ist. Aber wozu Märchen bringen, die in dem Grimmschen Volks- und Kinderbuch stehen, das jeder Deutsche kennt oder doch kennen sollte? Uns hat es schon herzlich gefreut, daß uns die Brüder nicht auch das Erdkühlein weggenommen haben, das ihnen wie durch ein Wunder entgangen ist; denn in der deutschen Literatur der zwei folgenden Jahrhunderte haben wir einfach nichts finden können, was sich in den Rahmen dieses Buches gefügt hätte: Gespenstergeschichten, Erzählungen von Heiligen und vom Teufel, Abenteuer mit Hexen, sonstige Märlein, Schwänke und Schnurren in Hülle und Fülle, nur keine Märchen, und fand sich schon etwas, das eben noch angegangen wäre, so hatten es die Brüder Grimm schon übernommen gehabt, entweder zur Gänze für den Hauptteil ihrer Sammlung oder für die Anmerkungen im Auszuge.

Mehrere von den Büchern, aus denen wir geschöpft haben, sind außerordentlich selten: sie wurden gelesen und wieder gelesen, bis sie zerlesen waren und blattweise im Herdfeuer endeten; der Altbücherhandel ist nicht imstande, sie aufzutreiben, und eine öffentliche Bibliothek, die sie alle miteinander besäße und dem Forscher zur Verfügung stellen könnte, gibt es nicht. Trotz diesen Schwierigkeiten hoffen wir, daß uns das Trachten, jeweils die ältesten und die besten Texte heranzuziehen, zumeist gelungen sein wird. Geändert haben wir nur in dem Erdkühlein, von dem ein wortwörtlicher Nachdruck manchem Leser die Freude daran verkümmert hätte; ansonsten haben wir dann und wann das längere bezügliche Fürwort, wenn es sich nach dem heutigen Geschmacke allzu sehr häufte, durch das kürzere ersetzt. Die Anmerkungen an dem Schlusse des Bandes versuchen, den einzelnen Märchen oder den sie tragenden Motiven und Zügen die Plätze an-

zuweisen, die ihnen nach dem heutigen Stande der Wissenschaft zukommen; weiter wollen sie dem Leser die Möglichkeit geben, den Verbindungen nachzugehen, die zwischen manchen dieser Märchen und solchen der Brüder Grimm der Volksmund hergestellt hat, und sich solcherweise einen Begriff von der Rolle zu machen, die der Volksmund als Vermittler des volkstümlichen Erzählguts gespielt hat, spielt und spielen wird.

Die Aufzeichnungen aus dem Volksmunde freilich, die den Brüdern Grimm durch ihre Sammler zukamen, waren nicht nur in der Art der Erzählung, sondern auch in dem innern Aufbau der Geschichten, in der Verbindung der Grundzüge keineswegs so, daß sie hätten entzücken können: vergleicht man die Mitteilungen davon, die die Brüder ihrem Freunde Clemens Brentano gemacht haben, mit den ihnen entsprechenden Märchen, die die erste Ausgabe des ersten Bandes der Kinder- und Hausmärchen brachte, so erkennt man, daß schon hier, obwohl auch Wilhelm damals noch die unbedingte Treue gegenüber der Überlieferung vertrat, viel geleistet worden ist, um die Märchen so wiederzugeben, wie sie die schlichten Erzähler wiedergeben zu können gewünscht hätten; vergleicht man aber diese Märchen der ersten Ausgabe mit dem, was in den spätern Auflagen nach und nach aus ihnen geworden ist, so bewundert man immer von neuem die dichterische Sicherheit, mit der Wilhelm aus den sich nun häufenden volksmündlichen Fassungen das Beste und aus der Literatur, der sie letzten Endes allesamt entstammten, das, weil allgemein menschlich, schlechthin Gute holte und alles zu klarer Einheit ordnete. In dieser ihrer Schönheit, gehoben noch durch die immer schlichter werdende Sprache, traten dann die Kinder- und Hausmärchen denselben Weg, den die ins Land ge-

drungenen oder gerufenen fremden Märchen zurückgelegt hatten, in der umgekehrten Richtung an, aber auch zu Völkern und in Erdstriche, wohin die andern noch nicht gelangt waren oder vielleicht nie gelangt wären, allenthalben anheimelnd und darum anregend und befruchtend.

Indem nun dieses unser Buch an der Hand von gewissenhaft gewählten Beispielen ohne Beschönigung, Verschwärzung und Verhehlung zeigt, wie das deutsche Märchen in der Zeit vor den Befreiungskriegen beschaffen war und was das Volk in all seinen Schichten von ihm heischen zu dürfen glaubte, wenn es sich seiner annehmen sollte, ist daraus eine Art Hauptbuch geworden, dem entnommen werden kann, was aus der Fremde bezogen und was aus dem Eigenen geschaffen worden ist: da stehen denn den zahlreichen Posten auf den Soll-Seiten auf den Haben-Seiten nur wenige gegenüber, und ein Ausgleich wäre nur herzustellen gewesen, wenn wir auch die keineswegs kleinen Guthaben, die schon von den Brüdern Grimm eingezogen worden sind, hätten eintragen wollen. Trotzdem kann es jeder Deutsche mit Stolz und Genugthuung aufschlagen und durchblättern; denn seither haben wir nicht nur, wie redliche Kaufleute, alles, was wir einst aufgenommen haben, mit Zins und Zinseszins zurückerstattet, sondern überdies noch das eigene Gut mit immer vollen Händen verstreut, gleich als ein Verschwender, dem unversiegliche Schätze zu Gebote stehn.